

No. 296. Wien, Dienstag den 27. Juni 1865

Hanslick Edition: Hanslick in Neue Freie Presse
Herausgegeben von Michael Etienne und Max Friedländer

Eduard Hanslick

27. Juni 1865

1 Musikalische Plauderei.

Ed. H. Wir hätten keine Musik im Sommer? Welche Täuschung. Allerdings keine Musik, über die man schreiben muß, keine „Afrikanerin“ oder „Isolde“, aber Musik, die man hören muß, mag man wollen oder nicht. Sie wuchert im Sommer wie ein giftiges Unkraut in Südamerika. O Leierkasten! Ihr privilegirten Peiniger des menschlichen Gehörs, ihr gesetzlich befugten Quäler aller Ruhebedürftigen und Kranken, Aller, die da studiren und geistig arbeiten — wie lange noch werdet ihr uns vom Morgen bis zur Nacht mißhandeln dürfen? Zehn Jahre sind es, seit wir, und Andere vor uns, das letztemal mit Spott und bitterem Ernst gegen diese einer Residenzstadt so unwürdige Stadtplage loszogen. Wir thaten es ziemlich hoffnungslos, denn, wie vorherzusehen, wehrten sich die Ritter jedes durch Alter „ehrwürdig“ gewordenen Scandals für ihre lieben Drehorgeln, und ereiferten sich unsere Humanitätsbolde gegen die Abstellung einer Ohrenqual, welche wenigstens 10 bis 12 Familien zugleich peinigt, aber 4 bis 5 Köchinnen amüsirt. Daß unsere lange zurückgedrängten Seufzer jetzt wieder Luft bekommen, daran ist niemand Anderer Schuld als der Statthalter von Böhmen. Dieser einsichtsvolle Menschenfreund („ein zweiter Daniel!“) soll nämlich beschlossen haben, die Zahl der orgelnden Gehörmörder in Prag zu vermindern und mit Schonung der bestehenden „Rechte“ keine weiteren zu ertheilen. So soll dieses mittelalterliche Institut allmählig einfrieren. Böhmen, du Conservatorium von Europa, möge dein Beispiel fruchtbar sein! Das Land, welches unsere Musik und unsere Musikantenschaar seit jeher so reichlich vermehrte, würde sich um uns kaum weniger verdient machen, gäbe es diesmal das Signal zur Verminderung unserer musikalischen Zwangsgenüsse.

Ich weiß nicht, ob die Quantität unserer Wiener Drehorgeln sich von Jahr zu Jahr vermehrt, ihre Qualität aber wird immer gefährlicher. Was waren jene ehemaligen kleinen Flötenwerke, jene tragbaren Vorrathskästchen alter Lanner'scher Walzer gegen die jetzigen mauererschütternden Drehkolosse, die auf vier Rädern in Begleitung eines Directors und mehrerer Regisseure ihren musikalischen Großhandel treiben! Die vormärzlichen Leierkästen verhielten sich zu den „vervollkommten“ von heute, wie Stubenfliegen zu giftigen Scorpionen. Ein erschütterndes Klaggeschrei dringt plötzlich wie ein Schwert in mein Ohr. Es ist der Sturm aus der Wilhelm-Tell-Ouverture, den ein sehr „vervollkommter“ Leierkasten mit riesigem „vollem Werk“ und sechs Trompeten im Leib vor meinem Fenster andreht. Ich eile, das Fenster zu schließen — zweimal täglich erscheint diese musikalische Guillotine mit ihrem Tell-Sturm, ihrer Don-Juan-, ihrem Ouverture Tannhäuser-Marsch! Ich kenne das wüste, alte Weib, das mit gleichgiltiger Bulldoggmiene fortorgelt, während der „Director“, rechts und links die Kappe ziehend, nach allen Fenstern hinauf begehrende Bücklinge schneidet! Wenn, wie zu erwarten steht, die Vervollkommnung dieser Torturwerkzeuge so weit gediehen sein wird, daß sie uns das Mozart'sche Requiem und Beet-

hoven's C-moll-ins Haus bringen, dann wird jeder Mensch von Symphonie einigem Gehör und Ehrgefühl auswandern müssen.

Will und kann man die Leierkästen nicht geradezu aufheben, so möge man sie wenigstens in der inneren Stadt verbieten oder außerordentlich beschränken. Hier bringt es die Enge der Straßen mit sich, daß man immer mehrere Drehorgeln, ein halb Dutzend Claviere und verschiedene Gesangsübungen zugleich hört. Es ist tatsächlich so weit gekommen, daß man in der innern Stadt den Frühling und Sommer bei festverschlossenen Fenstern zubringen muß. Leierkästen sollten im engeren Sinn des Wortes eine Landplage sein. Wie auf flachem Lande das Hausiren überhaupt einen Sinn hat, so auch das Hausiren mit Musik. Dorfbewohnern, die nur des Sonntags Musik hören, mag es willkommen sein, wenn eine verstimmte Pfeifenlade ihnen den seltenen Genuß einiger Opern- oder Walzermelodien ins Haus bringt. Da jubeln die Kinder, da tanzen die Mägde und ich weiß nichts Wichtiges, was dadurch gestört würde. Anders im Innern einer Residenzstadt. Hier quillt ohnehin von Früh bis in die späte Nacht Musik aus allen Thüren, allen Fenstern. Aus jeder Kneipe, jedem öffentlichen Garten ertönt Abends Gesang und Musik, treffliche Militärbanden durchziehen die Stadt, die häusliche Musik-Consumtion ist ins Ungeheuerliche angewachsen. Und nun privilegiert man noch eine Unzahl ohrenmörderischer Drehorgeln, die nach Belieben zu zweien und dreien sich in einer engen Straße aufpflanzen und Hunderte von ruhig arbeitenden Menschenkindern peinigen dürfen! Das Einzige, was gegen den allgemeinen Wunsch nach Abstellung dieser Calamität immer wieder angewendet wird, ist: daß diese Musikhausirer ja Erwerbsteuerzahlen. Desto schlimmer. Bettler fertigt man mit einem Almosen ab, oder nimmt keine Notiz von ihnen, falls man nicht will. Wer kann aber von dem aufdringlichen Geheul der „vervollkomnten“ Leiermänner keine Notiz nehmen? Das sind beBettler. Würde man Leute gegen Erlag einer erwaffneten Erwerbsteuer etwa berechtigen, Jeden, der ihnen begegnet, zu kitzeln oder zu zwicken? Ich finde keinen erheblichen Unterschied zwischen diesem und dem wirklichen Privilegium der Leierzunft, einer ganzen Residenzbevölkerung das (ohnehin so lärmgequälte) Gehör vollends zermatern zu dürfen.

Schreiber dieser Zeilen wohnt in einer Straße der inneren Stadt, welche als eine „ruhige und angenehme“ gerühmt wird. Wol wäre sie ruhig und angenehm, hätte nicht der Musikdämon sie zu einem seiner beliebtesten Stationsplätze erkoren. Von den Leierkästen will ich nicht mehr reden, die sich hier regelmäßig ablösen, oder auch gleichzeitig auf geringe Distanz „werkeln“, der eine die Wilhelm-Tell-Ouverture mit Trompeten-Register, der andere den „ture Trovatore“ mit fortwährendem „Tremolo“ auch einer neuen sauberen „Vervollkommnung“. Vor ihnen ist keine Rettung, sie haben kein Gefühl.

Aber mit den nicht steuerpflichtigen, vornehmeren Werkelmännern im ersten und zweiten Stock meiner unglücklichen Gasse möchte ich noch ein bescheidenes freundnachbarliches Wort sprechen. Eigentlich sind es Werkefräulein, musikalische Satanellas, ohne Zweifel jung und hübsch, überaus gebildet, aber von sehr weitem musikalischen Gewissen, liberalstem Gehör und stets verstimmtem Clavier. Während die Fräulein mir gegenüber den ganzen lieben Tag alle Offenbach'schen Operetten, Beethoven's „Sonate pathétique“, Strauß'sche Walzer, den Baci und die Zampa-Ouverture nacheinander abthun, blutet über ihnen ein junges Opfer musikalischer Dressur unter langsamen Tonleitern und Uebungen. Rechts von mir begrüßt ein Fräulein mit (leider ausgiebiger) Sopranstimme den anbrechenden Morgen mit italienischen Arien aus „nisch Lucia“ und „Lucrezia“. Es scheint ihr Appetit zum Frühstück zu machen, und Donizetti ist ja ohnedies schon todt. Einige Häuser weiter wird das Familiensouper regelmäßig durch vierhändiges Abschlagen von Ouverturen eingeleitet. Ist gerade Mondschein, so stöhnt auch eine Physharmonika ihren Weltschmerz in dieses liebliche Ensemble. Das wäre nun Alles recht und gut — bei geschlossenen Fenstern. Aber warum kommt solchen gebildeten und kunstsinnigen Gemüthern niemals, gar nie-

mals der Gedanke, es könnten diese außerordentlichen Musikproductionen andern Leuten in der Straße doch vielleicht nicht immer erwünscht sein? Liegt nicht in diesem unaufhörlichen Musiciren bei offenen Fenstern auch eine Art Barbarei, ähnlich jener der Drehorgelmänner? Musikalisches Faustrecht — im ersten Stock oder vor dem Hausthor. Ist die Nächstenliebe nicht stark genug, die Fenster zu schließen, so sollte es doch die Eitelkeit sein. Denn was soll man von der musikalischen Empfindung und Bildung eines Pianisten halten, der bei offenem Fenster im ersten Stock ein Adagio in C-moll spielt, während unten eine Drehorgel von 20 Pferdekraft ihn mit einem H-moll-Csardas übertönt und vis-à-vis aus gleichfalls weitgeöffnetem Fenster eine kräftige Sängerin ihr Verlangen nach einem „Bacio“ in Des-dur proclamirt? Meine werthen Fräulein, bedenken Sie doch!

Am verflossenen Samstag Abend — es war obendrein ein prachtvoller, warmer Abend — hörte ich ausnahmsweise keinen Ton in meiner Gasse. Das kam daher, weil ich mich zu Hietzingin der „Neuen Welt“ befand. Die Sommer- Liedertafel, welche der Akademische Gesangverein alljährlich in dem schönen Garten der „Neuen Welt“ abhält, hat sich bereits guten Ruf gemacht und übt eine bedeutende Anziehungskraft auf das musikalische Wien. Es geht da immer hübsch und lustig zu, die jungen, frischen Stimmen jubeln noch einmal so fröhlich durch die würzige Abendluft, und sind sie ermüdet, so ergreift Militär-Capelle, in ihrer Fahrbach's Weise nicht minder beredt, das Wort. Die Production von Samstag Abend, welche mehrere Novitäten, einige tiefgemüthliche kärntische Volkslieder, endlich Herrn Weinwurm's preisgekrönten Chor „Germania“ brachte, bewies neuerdings, daß der Akademische Gesangverein unter seinen zahlreichen Wiener Rivalen sich die erste Stelle nach dem Männergesang- Verein errungen hat.

Unter den Novitäten waren zwei Compositionen von E. S. die hervorragendsten. Das „Engelsberg Ständ“, ein kurzes achtzeiliges Gedicht von Juliuschen, ist Mosen vom Componisten äußerst stimmungsvoll wiedergegeben: ein Tenorsolo (von Herrn zart vorgetragen) bewegt Schultner sich in schöner, warm empfundener Melodie über leisen, breitgezogenen Accorden des Männerchors. Dadurch ist mit Vermeidung der abgenützten „Brummstimmen“ ein ähnlicher Effect in edlerer Weise erzielt. Das „Ständchen“ gefiel sehr, obwol es für den Vortrag im Freien viel zu zart ist; wir hoffen es im nächsten Winter im Concertsaal zu hören. Viel umfangreicher und buntfärbi- ger war der zweite von gedichtete und componirte Chor „Engelsberg“, eine Art gesungener Qua Roman-Capitel mit unpassenden Mottosdrille in sechs Sätzen. Die Antithesen der ironischen „Mottos“, die im Zusammenhang mit den „Roman-Capiteln“ selbst gesungen werden, sind witzig, allerdings auch etwas gewagt und ohne gedrucktes Programm kaum verständlich. Um So setzt Engelsberg vor ein zärtliches Liebes- lied das Motto: (frei nach Darwin): „Diese Gans ist meine Schwester, Dieses Schaf ein Vetter dein, Und mit jenem Hirsch, mein Bester, Dürftest du verschwägert sein.“ so erfreulicher war der glänzende Erfolg der ebenso frisch erfundenen als effectvoll gearbeiteten Composition.

Das Publicum, das keinen der guten Witze und keine der allerliebsten Melodien sich entgehen ließ, verlangte die Wiederholung der „Roman-Capitel“, welche wie ihre Vorgänger, die „Ballscenen“, „Narren-Quadrille“ und „Doctor“, bei den Heine deut- schen Gesangvereinen bald heimisch werden dürften.

Das „Jagdlied“ trägt folgendes Motto: „Nichts Schön'res an sonnigen Tagen, Als muthig den Adler zu jagen! Mein letzter, ich glaub', War mit Eichenlaub Ein rother der vierzehnten Classe.“